



Abend:

Zeitung.

83.

Freitag, am 6. April 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Kellmer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hen.)

Gewagte Bitte.

Der Mann ist stark, galant und fein,
Voll Weisheit schon geboren,
Und schwach nur ist das Weib allein,
Zur Eitelkeit erkoren.

Daß diese Meinung Zweifel litt,
Beweis' ich, horcht nur auf, ich bitt'.

Mit war ein tapftrer Mann bekannt,
Verühmt im Feld als Krieger,
Der muthig Feinden widerstand
Und Ruhm erwarb als Sieger;
Doch wankte matt sein Heldenschrift,
Rief ihm ein Mädchen zu: ich bitt' —

Im Leiden zeigte er sich groß,
Er trug geduldig Schmerzen,
Und war auch Elend oft sein Loos,
Nie seufzte er im Herzen;
Doch nahm die Liebe hart ihn mit,
Da rief er: hilf, ach Gott, ich bitt'!

Bei Damen spielt' er klug und schlau
Den edlen Jugendritter,
Er prahlt: ich kämpf' für jede Frau
Im Sturm und Ungewitter;
Doch kam's zu solchem Heldenritt,
Dann sprach er: schonet mich, ich bitt'!

Vom Tanze war er hochentzückt,
Obgleich die Anmuth fehlte
Wie man den Fuß der Erd' entrückt,
Er tanzte fort — und — quälte;
Doch wenn er mit der Schönen glitt,
Da rief er aus: Pardon, ich bitt'!

Durch Wissenschaften und Verstand,
Sucht' immer er zu glänzen,
Ihm wuchsen Wize in der Hand,
Und in dem Mund Sentenzen;
Doch wem sein Spott das Herz zerschnitt,
Dem rief er zu: nur Spaß, ich bitt'.

Die Wahrheit war sein Steckenpferd,
Nie konnte er betrügen,
Und Heucheln hält' ihn hoch empört.
Nie konnte er sich schmiegen; —
Doch sprach er, wie ein Hypokrit,
Bei jedem Wort geziert: ich bitt'.

Ein strenger, kluger Dekonom,
Hat niemals er verschwendet,
Nie riß ihn fort ein Freudenstrom,
Nie hat ihn Pracht geblendet;
Doch war er mit dem Mund splendid,
Und sprach bei jeder Phras: ich bitt'.

Und pünktlich stets, dem Worte treu,
Erdrückten nie ihn Schulden,
Daß jemand ihm was schuldig sey,
Das konnt' er auch nicht dulden;
Doch bat ein Mädchen um Kredit,
Dann hieß es: schaffen Sie, ich bitt'.

Dem Zwist und Streite abgeneigt,
Bermied er Neckereien.
Er weilte, wo man friedlich schweigt,
Und floh das laute Schreien; —
Doch wer mit ihm nur leise stritt,
Dem schrie er zu: nicht tack, ich bitt'.

Nie machte Neugier ihn confus,
 Wie andre Menschen leben;
 Doch sah er einen kleinen Fuß
 Mit Anmuth neckisch schweben —
 Dann fragte er bei jedem Tritt:
 Wer ist das schöne Kind, ich bitt' ? —

Wenn manchen Mann die Neugier plagt,
 Mich näher zu erklären,
 Wem dieses Lied — die Wahrheit sagt,
 So will ich's treu gewähren;
 Doch keiner wagt, ich fürcht', den Schritt,
 Und fragt: wie heißt der Mann, ich bitt' ?
 Philipp Weil.

Zweite Liebe.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Es ist in der That eine auffallende und dennoch nicht seltene Erscheinung, daß selbst die ausgezeichnetsten, geistvollsten Frauen sich zuweilen einer ersten Neigung für flache, ungebildete, wohl sogar rohe Männer überlassen, und wenn man nicht annehmen könnte, daß die Anbetung des männlichen Geschlechts für das Weib überall einen so schwer zu widerstehenden Reiz hat, um selbst den Mangel an innerm Werth zu übersehen, wenn die Außenseite einigermaßen der vorhandenen oder erlogenen, leidenschaftlichen Hinneigung nicht allzuarg entgegensteht — so wäre diese Thatsache eine entwürdigende oder nicht zu erklärende. — Genug, obgleich Hedwig durchaus keine Liebe für den Grafen empfand, so war sie doch eine Zeitlang gern in seiner Gesellschaft, sah mit Wohlgefallen seine übertriebenen Huldigungen, und lächelte auch wohl bei den Neckereien, die auf ein künftiges näheres Verhältniß anspielten, wenn man sie fast ausschließlich den Umgang der Comtesse Felicie, des Grafen Schwester, suchen sah.

Felicie, welche durch gesellige Beziehungen und Mloys eifriges Bemühen, sie dem Fräulein Harrow zu befreundeten, Hedwig bald näher stehen mußte, war eins von den weiblichen Wesen, die keineswegs blendend in der Erscheinung, dennoch unwiderstehlich jeden fesseln, der ihren seltnen Werth erkennt. Von einer deutschen Mutter geboren, vereinte ihr weiches und doch starkes Gemüth die deutsche Tiefe und Energie mit der französischen Liebenswürdigkeit; eine heitere, und doch ernste Weltanschauung, unaussprechliche Milde des dennoch starken Charakters, Duldung bei fremden Schwächen mit eiserner Strenge gegen sich — das waren die Grundzüge von Feliciens engelreiner Seele. — Ein überaus schwacher, kränklicher Zustand, der ihrer Kindheit eigen war, und sie fast bis in das jungfräuliche Alter begleitete, schloß sie von den rauschenden Freuden der Jugend aus, wenn gleich ihre lieb-

liche Erscheinung später keineswegs das Gepräge sieder Kränklichkeit trug. — Der Blick des klaren, reinen Geistes bei der hinreißenden Milde ihres leuchtenden braunen Auges, die zarte, nur selten rosig angehauchte Wange, das geistvolle feine Lächeln, der leichte, schwebende Schritt, ihre ätherische Gestalt, der sinnvolle und doch heitere Ernst auf der marmornen, von braunen Locken umgebenen Stirn, und das wunderholde Organ der melodischen Stimme, waren die Reize, die durch den Ausdruck einer schönen Seele verklärt, wenn auch nicht schnell, doch dauernd fesselten. — Die blendend schöne, imponirende Hedwig übersah das liebenswürdige Wesen anfangs, doch Feliciens gediegene Bildung, ihre bedeutenden Kenntnisse bei so viel anspruchloser Anmuth konnten nicht lange vor Hedwig, die selbst ausgezeichnet, das Ausgezeichnete wohl zu erkennen vermochte, unbemerkt bleiben, und innig warm schloß sie sich der neuen Freundin an.

Ludolf, im Besitze des alten Namens seines Vaters, der ihm durch die Adoption des Generals geworden, durch eignes Talent und die Anerkennung des Ministers, die dieser ihm schon früher geschenkt, in eine überaus günstige Stellung zur Welt versetzt, arbeitete bereits im Ministerium, und kam, so oft es seine Zeit erlaubte, und er nicht in Eichenburg bei dem Freunde war, zur Schwester, erkannte bald bei öfterm Zusammenseyn Feliciens hohen Werth, und das Herz, was noch nie geliebt, erschloß sich, langsam und still, aber glühend, um Feliciens holdes Bild für die Ewigkeit aufzunehmen. — Auch ihr war die Liebe noch fremd, ihr starker Sinn, der in den Leiden und Schmerzen einer kränklichen Jugend der Flitzer des Lebens entbehrend, sich ernstern Beschäftigungen zugewendet, die ihr jenen ersetzen mußten — war unvermerkt selbst über die Ahnungen eines erwachenden Gefühls hinweggeglitten, welches sie nur aus den Schilderungen der Dichter kannte, und das Herz ruhig geblieben, ohne Wünsche, ohne Verlangen. — So blieb auch Ludolfs stille, aber innige Neigung von ihr unbemerkt, sie sah ihn gern kommen, seine anscheinend kalte, aber bei näherm Erkennen so großartige Anschauung des Lebens, der Verhältnisse und Menschen, das tief liegende, aber heiße Gefühl seines edlen Herzens, seine mannigfachen Kenntnisse ergözten und erfreuten Feliciens für solchen Werth offenen Sinn, doch unverändert ruhig blieb das Herz. —

So verging mehr denn ein halbes Jahr — Hedwig war seit einiger Zeit merkbar ernster geworden, und der Umgang mit dem Bruder und Felicien schien mehr Werth als die rauschenden Freuden der großen Welt für sie zu haben, ohne daß ihre Neigung für den Grafen Beaufort,

der, soviel es seiner heterogenen Natur möglich war, sich dem Geiste dieses Kleinen, aber erlesenen Kleeblatts anschloß — irgend entschiedener hervorgetreten wäre. — Sie vermied vielmehr seine Gegenwart eher, und ein momentanes trübes Nachdenken wohnte oft auf der sonst ewig heitern Stirn. Felicie fand sie eines Tages sogar mit Briefen beschäftigt in Thränen, und wagte eine theilnehmende Frage, allein Hedwig, erröthend und erschrocken, verbarg kurz abbrechend, eilig die Schriften, und die Freundin mußte schweigen.

Wohl war in Hedwigs Innerm seit Kurzem eine ungewöhnliche Veränderung vorgegangen. Uebersättigt von allen Genüssen der Eitelkeit, und darum kälter für überspannte Huldigungen ward ihr die geistige Leere des Grafen, den das Gerücht schon für ihren erklärten Bräutigam, die Mutter bereits als Eidam ansah, täglich fühlbarer. — Sie empfand zuerst eine drückende Langeweile in seiner Gesellschaft, die der Umgang mit seiner lebenswürdigen Schwester und Rudolf — beide so ganz anders — noch im grellern Kontrast zeigte. — Beaufort war ihr Schatten — er ließ sie nicht aus den Augen. Seine Aufmerksamkeiten, die sie früher belächelte, und nicht ungern sah, waren ihr jetzt lästig, seine Schmeicheleien schienen ihr fade, die Einfälle, mit denen er seine Unterhaltung zu würzen suchte, wiederholten sich — die Witze und Calembourgs blieben dieselben, so daß Hedwig oft ein peinliches Gefühl überkam, wenn sie in den Soirées die satyrischen Blicke und leisen ironischen Anspielungen des Prinzen Alexander, der seit jenem Bruch mit Eichenström sich merklich kühler, wenn gleich unverändert artig gegen sie zeigte — vernahm, mit denen er die oft sehr matten oder erzwungen witzigen Anekdoten des Grafen begleitete — nahm aber das Gespräch gar eine ernste, wahrhaft geistreiche Wendung, so war Beaufort vollends eine Null. —

Hedwig, die sich bewußt war, dem Grafen früher wirklich Hoffnungen gegeben zu haben, welche die eigensinnige Ausdauer seiner Bewerbung rechtfertigten, unterlag dem peinlichen Zwiespalt ihres Innern beinahe, denn täglich drang die Mutter heftiger in sie, dem reichen, angesehenen Werber ihr Jawort nicht länger zu versagen, und sie, uneins, verstimmt und geängstigt, versprach endlich ihre Entscheidung, sobald der Oheim, der ihr noch immer zürne, versöhnt seyn werde. — Ein ihr selbst unklares Gefühl verwies sie auf diesen Zeitpunkt. Rudolf kam bald darauf — unter heftigen Thränen fiel sie ihm um den Hals, und bat schluchzend um

seine Vermittelung bei dem General, dessen Zorn sie nicht länger tragen könne. — Mit gemischten Gefühlen betrachtete er sie — „ich will Deinen Wunsch erfüllen, liebe Schwester,“ sagte er endlich bewegt, „er wird mich hören, der väterliche Freund, und den schwachen, weiblichen Sinn erkennend, Dir nicht länger zürnen — o daß diese unselige Verblendung Dich so ganz von Deinem Stücke scheiden ließ, die Binde des traurigsten Wahns um Dein sonst so helles Auge legte“ — und als sie, nur lauter weinend, ihn heftig an sich drückte, setzte er beruhigend hinzu: „vergieb mir, ich wollte Dich nicht kränken — ich glaube selbst —“ seufzte er leise vor sich hin — „Liebe läßt sich nicht erzwingen — aber Ottokar besaß einst die Deinige — und wahre Liebe, sollt' ich meinen, sey ewig?! — doch still davon“ —

Jedes seiner Worte stieß einen Dolch in Hedwigs Inneres — er wußte nicht, daß die Neue, diese schleichende Ratter, schon in weiten Kreisen um das Herz der Unbesonnenen züngelte, daß sie, gelangweilt von dem faden Sinn und Wesen des Grafen, in unbeschäftigter Stunde Ottokars Briefe, die ihr der Zufall in die Hand gegeben, aus einer Art frevelnder Neugier, welchen Eindruck seine Worte wohl jetzt auf sie machen möchten — aufs neue gelesen, — daß der lebendig frische Geist, die excentrisch romantische Gluth des Liebenden, die in gewählten, sinnreichen Worten so zum Herzen, wie zur Phantasie sprachen, sein Bild aus jener Zeit, wo er sie als glückliche Braut in seine Arme schloß, in zauberhaft bestrickender Sehnsucht vorüberführte. — Sie träumte sich zurück in das verlorne Paradies der Vergangenheit, wo seine Lebenswürdigkeit, sein unerschöpflich reicher Geist, der sogar dem bloßen zärtlichen Liebesgetändel eine orientalisirte sinnvolle Weihe gab, selbst bei seiner vergötternden Anbetung den bewußten Werth männlicher Würde nicht verlor. — Und gegen diese so reiche Vergangenheit hielt sie nun die schreckliche Leere der Gegenwart, die trostlose Dede der Zukunft an der Seite eines — Thoren! — Zwar stand Ottokars jetzt so abschreckendes Aeußere noch hinreichend neu vor ihrer Erinnerung, um ihr Grauen, ihr Zurückziehen zu rechtfertigen, aber die leisen Vorwürfe des Gewissens riefen ihr auch seine Todesblässe, den Ausdruck des tödtlichen Schreckens und Schmerzes, mit dem er das erloschene Auge wie anklagend zu ihr — dann zum Himmel richtete — zurück — — und das Leben ihres Bruders zu retten, war dieses einst so schöne Auge erloschen — konnte er ihr je verzeihen, was sie an ihm, an seiner treuen Liebe gefrevelt — würde ihr der Oheim je seine Liebe wieder schenken?! — in marternden Zweifeln brachte sie die nächste Nacht und die folgenden Tage zu. —

Bald darauf meldete Rudolf, er reise nach Eichenburg, und flüsterte ihr zu, er werde jedenfalls ihren Wunsch zu erfüllen suchen; — sehnsüchtig sah sie ihn unter ihren Fenstern vorüber reiten, und ein stiller Seufzer, sie wußte selbst nicht, wem er galt — folgte dem freundlich Grüßenden.

(Fortsetzung folgt in Nr. 85.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

Am 16. März 1838.

Die Academie der schönen Künste, welche über die Zulassung oder Zurückweisung der zur Ausstellung angemeldeten Kunstwerke entscheidet, hat durch ihre diesjährigen Aussprüche einen heftigern Sturm als je über sich zusammenbeschworen. Die Zahl der zurückgewiesenen Gemälde beläuft sich auf zwölfhundert. Zwölfhundert beleidigte, empörte Künstler erheben ein einstimmiges Zorn- und Behegeschrei gegen die kunstrichtende Jury, sie ameutiren die Tages-Presse gegen dieselbe, greifen sie durch Pamphlets an und petitioniren bei den Kammern auf Abschaffung des artistischen Areopags. In wie weit die gegen die Jury gerichteten Klagen gegründet sind, ob dieselben wirklich mit schreiender Parteilichkeit verfährt, die man ihr vorwirft, oder nur hier und da einen menschlichen Irrthum begeht, darüber will und kann ich nicht absprechen, ich führe jedoch einige Thatfachen an, auf welche sich vielleicht ein ungefähres Urtheil über den fraglichen Gegenstand bauen läßt. Die Jury besteht aus drei und dreißig Mitgliedern, Malern, Bildhauern, Kupferstechern und Architekten, von denen sich Sieben geweigert haben, an den Entscheidungen ihrer Collegen theilzunehmen, und unter diesen Sieben befinden sich drei der bedeutendsten Repräsentanten der französischen Kunst: David, Delaroche und Horace Vernet, sowie auch der Secretair der Academie, Quatremere de Quincy. Warum diese Männer sich von der Jury ausgeschlossen haben, wagt Niemand mit Bestimmtheit anzugeben, man giebt aber zu verstehen, daß es geschehen sey, weil sie den Unbilligkeiten ihrer Collegen die Autorität ihres Namens nicht leihen wollen. Ein anderer Umstand, der das Kunsttribunal verdächtigt, ist, daß oft die heute zurückgewiesenen Sachen im künftigen Jahre zugelassen und dann wohl gar durch die Kritik als die chefs d'oeuvre des Salons proclamirt werden. Man kann hier einwenden, daß der Künstler sein Werk inzwischen verbessern, überarbeiten und so der Ehre des Salons würdig machen konnte, allein im Allgemeinen dürfte doch der Satz gelten, daß ein wirklich schlechtes Gemälde (von Bildhauereien u. s. w. gar nicht zu reden) durch keine Nachhilfe zu einem guten Kunstwerk gemacht werden kann. Ferner sieht man im Salon so manche Arbeiten, welche, ich will nicht sagen, die Hand des Schülers, nein, die des Anfängers verrathen, so daß man sich fragt: wenn die Jury diese Stümpereien zuließ, was in aller Welt konnte sie zurückweisen? Ist es endlich wahr, daß, wie in der positivsten Weise versichert wird, die Jury einige für die Façade des Stadthauses bestimmte Büsten ohne alle weitere Prüfung bloß deshalb zurückwies, weil sie in Stein und nicht in Marmor gehauen waren, so ist dieser Beweis der kraßesten Befangenheit das bündigste Argument gegen die Urtheilskraft des academischen Tribunals. Doch auch abgesehen von dem Beweise einzelner Mißgriffe und von den Belegen der Parteilichkeit der Jury, läßt es sich auch nachweisen, daß diese Anstalt theilweise schädlich wirken muß und auf der andern Seite überflüssig ist. Wie ist es möglich, daß ein Comité auch der gründlichsten Kunstkenner in einem Zeitraume von acht oder auch vierzehn Tagen ein motivirtes Urtheil über drei bis vier Tausend seiner Prüfung unterworfenen Kunstfachen fälle! Austausch der Bemerkungen, gegenseitige Berichtigung der Ansichten ist wegen der Kürze der Zeit ganz

unmöglich, die Menge der Gegenstände muß die Aufmerksamkeit der Richter ermüden, der rasche Wechsel derselben das Urtheil, auch das gebiegenste, verwirren, und die Entscheidungen werden zuletzt, so will es die menschliche Natur, fast immer im Sinne der Initiative oder der am energischsten geäußerten Meinung ausfallen. Das Institut der Jury hat seinem Wesen nach alles Willkührliche, alles Gehässige der Censur, ohne durch gleiche Rücksichten geboten oder durch ähnliche Vorwände beschönigt werden zu können*). Denn durch welches Interesse der Kunst wird diese artistische Censur motivirt? Fürchtet man, daß die verdienstvollen Arbeiten in der Masse des Mittelmäßigen und Schlechten verschwinden? Sie werden dadurch nur stärkeres Relief erhalten. Glaubt man, daß die Aussicht auf ein strenges Examen durch die Jury ein Sporn für die Künstler seyn werde? Der Künstler, welcher sein Werk für würdig hält, vor den Augen des Publikums zu erscheinen, wird nie zweifeln, daß dasselbe die Prüfung der Jury bestehen könne, und schwerlich größere Anstrengungen machen, um der Letzteren zu genügen, als um den Beifall des Publikums zu gewinnen. Oder beabsichtigt man, dem Publikum den Anblick elender Stümpereien zu ersparen? Eine zu weit gehende Sorge, denn wie leicht sieht man über ein elendes Gemälde oder eine erbärmliche Statue hinweg, wie leicht findet das Auge das, was ihm Befriedigung verspricht! Die ganze Frage über die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Jury schrumpft demnach in die kleinlichen Verhältnisse der Frage zusammen, ob das zur Ausstellung bestimmte Local Raum genug für alle angemeldeten Arbeiten habe, oder ob die schlechtern den bessern Platz machen müssen. Einige Schwierigkeit in Bezug auf diesen Punkt ist vielleicht für den Augenblick wirklich vorhanden, aber es steht zu hoffen, daß der lange und dringend ausgesprochene Wunsch, einen selbstständigen Bau für die Kunst- und Industrie-Ausstellungen unternommen zu sehen, baldigst erhört und so den vielfachsten und schwersten Inconvenienzen mit einem Schlage ein Ende gemacht werden möge.

Fehlen in dem Livret des diesjährigen Salon manche geachtete und populäre Namen, so sind dagegen andere vier und fünf Mal in demselben wiederholt. So hat Eugen Delacroix fünf Bilder zu der Ausstellung geliefert, durch welche er die Gunst der Menge, die ihn seit einiger Zeit verlassen, in hohem Grade wiedergewonnen hat. Delacroix hat Talent, Feuer und Energie, aber vielleicht ein zu großes Selbstvertrauen und einen Unabhängigkeitsdrang, der ihn nicht allein über die Grenzen des Conventionalen hinausreißt, sondern auch zu, wie es scheint, gesuchten Ausschweifungen und absichtlichen Incorrectheiten verleitet; denn so viele Mängel bei so großem Verdienst lassen sich kaum aus bloßer Nachlässigkeit erklären. Delacroix hat das innere Auge des Künstlers, seine Conceptionen sind originell, kühn, zuweilen selbst groß, aber er verschmäh die technische Mühe, die Ausführung des Details, er malt en grand seigneur, der sich wenig darum kümmert, ob die Welt ihn versteht und würdigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich berücksichtige hier den Fall nicht, wo ein Kunstwerk als die Sittlichkeit, die Religion beleidigend oder aus politischen Gründen zurückgewiesen wird, weil derselbe gewiß sehr selten ist, muß aber gestehen, daß eine Censur zur Wahrung der sittlichen, religiösen und politischen Interessen nothwendig seyn kann. Diese würde dann aber nach ganz andern Grundsätzen gehandhabt werden als die bisherige, welche nur den Kunstwerth im Auge hat.

A n z e i g e.

Ich habe eine Bearbeitung des vortrefflichen Charakter-Lustspiels von Rosier:
„A trente ans“, Comédie en 3 Actes,
vollendet und mache dieß den geehrten Bühnendirectionen bekannt.
Dresden, März 1838.

Theodor Hell.